

Segantinis Denkmal

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dabei dachte er gewiss an *Wissen und Leben*. Und das veranlasst mich zu einer Mitteilung an unsere Freunde. Als unsere Zeitschrift gegründet wurde, garantierte ich ihr ein Leben von fünf Jahren. Nun schließen wir bald den fünften Jahrgang ab, und bereits wurde ich von verschiedenen Seiten gefragt, ob die Sache weiter gehe. Die Antwort lautet: *Jawohl*. — Seit fünf Jahren sind wir vielen Schwierigkeiten und Vorurteilen begegnet. Die meisten haben wir bereits überwunden. Die Zahl unserer Mitglieder und Abonnenten ist langsam aber stetig gewachsen. Obschon wir die ursprüngliche Seitenzahl verdoppelt haben, hat sich das Defizit von Jahr zu Jahr verringert. Die noch bevorstehenden Opfer werden wir mutig tragen, in der felsenfesten Überzeugung, dass wir dem Heimatlande dienen.

Ein Blättchen, das uns mit Spott und Hass verfolgt, redete mich vor kurzem in folgender Weise an: „Ach, du guter, dummer Bildungsbauer, trefflicher Professor Bovet, der du dir für so viel überflüssiges Papier das Geld abknöpfen lässt und deinen Namen nicht umsonst von *bos, bovis* = der Ochse, ableiten kannst . . .“ Vom Ochsen habe ich tatsächlich etwas: die Geduld; wenn ich einmal am Pfluge ziehe, so treiben mich die Sticheleien vorwärts, nie rückwärts.

Ende Oktober feiert *Wissen und Leben*, in der sechsten Generalversammlung, den Beginn einer neuen Serie von Jahrgängen.

BOVET



SEGANTINIS DENKMAL

Fast muss ich mich schämen, es zu sagen: ich bin diesen Sommer zum erstenmal im Engadin, im Oberengadin gewesen. Den Wandertagen mit der schönen Freiheit des Rucksackbewehrten blaute der Himmel ohne Unterlass (was in diesem Sommer schon mehr ins Kapitel der Gnade gehört). Und da's Ende Juni war, hatten die Wiesen noch ihren tieffarbigen Blumenschmuck, und in den Gasthöfen war man trotz der Minderwertigkeit des Äußern gut aufgehoben.

In einer wunderherrlichen Vollmondnacht stand ich vor Segantinis Grab in dem engen Bezirk des so still eingebetteten, wie weltverlorenen Kirchhöfleins in Maloja. Die Alpenrosensträucher auf der breiten Grabstätte blühten neben den edlen Arven; in der hohen Vase, die mitten in diese Gebirgsflora des Grabes hineingestellt ist, steckten frische Alpenblumen. An der Kirchhofmauer sind nur zwei schlichte Tafeln angebracht: die eine mit dem Namen und den Daten Giovanni Segantinis, die andere mit denen des als Jüngling verstorbenen Sohnes Alberto. Ein tiefblauer Sommernachthimmel; alles deutlich und doch wie verklärt in dem kühlen Lichtstrom des Mondes; in eisiger Weiße die Cima

di Rosso — ein feierlich-mächtiger Eindruck von unbeschreiblich einsamer Größe.

Zwei Tage darauf — auf dem wonnig-schönen Fußpfad, den kleinen Seen entlang, von denen der schönste doch der Silser ist mit seiner träumerisch-stillen Halbinsel Chasté, wo in die erhabene Gebirgsnatur etwas zauberhaft Weiches von südlichem Glanz hineinfließt, eine Mischung, die just für den Philosophendichter von Zarathustras Rundgesang, dessen Worte auf dem gewachsenen Stein an der Spitze der Halbinsel man ergriffen liest, die richtige war: zwei Tage drauf stand ich in St. Moritz.

Von der vergoldeten Empire-Chaiselongue an, die beim Portikus eines Antiquitätenhändlers in St. Moritz-Bad den Sonnenschein genoss und des kunstfreundlichen Liebhabers harrte, bis zu den ruchlosen Hotelkästen von St. Moritz-Dorf ist alles in guter Harmonie. Man sollte hier jährlich praktische Kurse für Heimatschutz abhalten. Einige gute moderne Beispiele — eine tiefe Reverenz dem Hotel Margna und dem Engadiner Museum, auch etwa einem Privathaus wie dem Dr. Bernhards — wären gleich zur Hand, um den Anschauungsunterricht doppelt instruktiv zu machen; kurz: die Sache wäre zu überlegen; sicher, dass sich kein geeigneterer Kurs-Platz in der Schweiz fände.

Mich zogs zum Segantini-Mausoleum. Der Bau Hartmanns ist oft schon geschildert worden; er hat seinen wuchtigen Ernst, ist durchaus originell gedacht. Nur, offen seis gesagt: als Museum scheint er mir verfehlt zu sein. Bei schönstem Wetter, nachmittags vier Uhr, stand ich in dem Rundsaal. Die Beleuchtung war miserabel, von Genuss der Bilder kaum die Rede. Da sie so hübsch im Kreis herum aufgehängt sind, spiegeln sie sich auch noch aufs lieblichste; glaubte man doch die leidigen Verglasungen ihnen nicht vorenthalten zu dürfen. Eine Viertelmillion hat die Gottfried Keller-Stiftung für das Triptychon Sein, Werden, Vergehen (oder wies sonst heißt) ausgeworfen; so wie diese Bilder jetzt untergebracht sind, bleibt diese gewaltige Summe ein totes Kapital, das keine Zinsen der Begeisterung und der Erhebung trägt.

Und nun hat man dem Mausoleum-Museum das Denkmal für Segantini entfremdet. Vor diesem, in der Nische beim Eingang hat es — so viel ich weiß — erst gestanden. Sein Schöpfer, der Turiner Bistolfi, habe diese Aufstellung nicht gebilligt; es

wolle ihm überhaupt noch nicht in den Kopf, dass das für das Grab des Künstlers geschaffene Denkmal seine eigentliche Bestimmung nicht gefunden habe. Findet aber wirklich der Skulptor, den man als einen ernsthaften Künstler zu betrachten berechtigt ist, die Sache sei jetzt besser geworden, als sie früher war? Er müsste einem leid tun, wenn dem so wäre. Die St. Moritzer oder die Herren vom Segantini-Museum haben nämlich das Marmorwerk nunmehr gegenüber dem Bau, jenseits der Straße aufgestellt, mit dem Rücken gegen das Bad in der Tiefe zu. Man ist starr, wenn man das sieht. Von der Straße trennt das Denkmal ein elender Lattenzaun; links und rechts neben dem Marmorwerk steht auf dem dünnen grünen Rasen je eine rotgestrichene Bank; Papier am Boden zeugte von menschlicher Nähe. Da das Denkmal: die aus dem Felsgestein herauswachsende, sich aus ihm loslösende Frauengestalt als Symbol der Seele des Gebirges, die Segantini durch seine Kunst gleichsam erst ins Bewusstsein der Menschheit gebracht hat — da es ursprünglich für das Anlehnen an eine Wand berechnet war, ist es vollständig für den Frontalanblick gearbeitet. Jedes Losreißen von einem architektonischen Hintergrund schädigt darum das Werk aufs empfindlichste. Gegen den gewaltigen Naturhintergrund frei stehend, wird es von diesem aufgesogen, erdrückt; es erscheint klein, fast leer, ohne alle monumentale Größe. Und die nächste Umgebung ist von einer trivialen Zufälligkeit, die empört. Man könnte wirklich meinen, die Marmorskulptur stehe zum Verkauf da, wie unten im Bad das Ruhebett der seligen Madame Récamier.

Wie lange diese Aufstellung wohl noch in Kraft bleibt? Oder wollte man in St. Moritz auch noch ein schlechtes Beispiel für das Aufstellen von Denkmälern beibringen, nachdem man entscheidendes Material für die Verhunzung der Natur durch Bau-brutalitäten geliefert hat?

Ceterum censeo — man möchte wahrhaftig zu Ende zitieren mit der notwendigen Substitution des Namens. Aber die Wanderung am Statzersee vorbei nach Pontresina ist wunderschön, und Pontresina wirkte wie ein säuberndes Bad. Und in machtvoller Majestät stieg am Abend rotgolden der Mond empor — „über Gebirgshöh'n traurig und prächtig herauf.“

ZÜRICH

□□□

H. TROG